

Unverkäufliche Leseprobe



**Sonia Maria Sotomayor
Meine geliebte Welt**

Aus dem Amerikanischen von Sabine Roth
und Rudolf Hermstein
352 Seiten. Gebunden
ISBN: 978-3-406-65947-8

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/13061941>

Vorwort

Seit meiner Berufung an den Supreme Court habe ich bei verschiedensten Gelegenheiten mit den unterschiedlichsten Gruppen gesprochen und Fragen aller Art gestellt bekommen. Viele dieser Fragen galten erwartungsgemäß der Justiz, dem Obersten Gerichtshof und meinem Werdegang als Richterin. Aber deutlich mehr Menschen haben sich zu meiner Überraschung für meinen persönlichen Hintergrund interessiert, für die Umstände, unter denen ich groß geworden bin – besonders diejenigen Umstände, die nicht unbedingt Erfolg verheißen.

Bei einer Konferenz zum Thema Jugenddiabetes fragte ein sechsjähriges Kind beklommen, ob das Leben mit Diabetes je einfacher wird. Anderswo wollte ein Kind, das kürzlich einen Elternteil verloren hatte, wissen, wie es für mich war, so früh meinen Vater zu verlieren. Studenten, die ethnischen Minderheiten angehören, erkundigen sich, wie ich mein Leben zwischen zwei Welten meistere: Wie schaffe ich es, meinen Wurzeln treu zu bleiben? Bin ich je diskriminiert worden? Viele junge Juristen, Frauen wie Männer, fragen mich, wie ich mein Privatleben mit den Anforderungen meiner Karriere in Einklang bringe. Am meisten ins Grübeln aber brachte mich die Frage, die den Anstoß zu diesem Buch gab: Wie viel verdanke ich der Tatsache, dass ich eine glückliche Kindheit hatte? Ich habe mich schwergetan mit der Antwort; bevor ich mein Buch zu schreiben begann, hatte ich nie öffentlich über einige der dunkleren Seiten meines Heranwachsens gesprochen, und es wäre mir nie eingefallen, mich als ein uneingeschränkt glückliches Kind zu bezeichnen. Aber letztlich, so ist mir klar geworden, gab es Quellen großen Glücks in meiner Kindheit, und sie haben einen Optimismus in mir erzeugt, der sich als stärker erwies als sämtliche Widrigkeiten.

Eins zeigte sich in all diesen Fragen: Mein Leben berührt die Menschen, weil sie sich selbst darin wiedererkennen. Meine schlechten Startbedingungen – materielle Armut, chronische Krankheit, der frühe Tod meines Vaters, aufgrund dessen unsere Mutter uns allein großziehen musste – sind nichts Außergewöhnliches, aber sie haben mich andererseits nicht davon abhalten können, Außergewöhnliches zu erreichen. Viele Menschen erfüllt es mit Hoffnung, wenn sie sehen, dass sich trotz solcher Handicaps Träume verwirklichen lassen. Es ist eine besondere

8 Art von Aufmerksamkeit, die mir so zuteil wurde, und ich habe lange und gründlich darüber nachgedacht, welche Lehren andere aus meinem Leben ziehen können, vor allem die jungen Menschen. Wie kommt es, dass mich die Not angespornt hat, statt mich in die Knie zu zwingen? Woraus schöpfe ich meine Hoffnung und Zuversicht? Mein vordringlichstes Ziel beim Schreiben war es, anderen Mut zu machen. Menschen mit einem schweren Schicksal sollen wissen, dass ein Happy End kein Ding der Unmöglichkeit ist.

Eine Studentin stellte neulich eine andere Frage, die mir zu denken gab: «Da der Supreme Court aus nur neun Richtern besteht, die alle auf Lebenszeit ernannt sind – hat es für irgendjemanden Sinn, sich ein solches Ziel überhaupt zu stecken? Wie können wir an Träumen festhalten, die statistisch betrachtet eigentlich unerfüllbar sind?» Wie ich auf diesen Seiten erzähle, wollte ich bereits als Kind Richterin werden, was in sich schon heillos verstiegen schien, bis es tatsächlich wahr wurde. Eine Richterin am Supreme Court zu werden – ein Ziel, das von den meisten tatsächlich verfehlt werden *muss* –, daran dachte ich höchstens in den kühnsten meiner kühnen Träume. Aber die Erfahrung hat mich gelehrt, dass man Träume nicht nach ihrer Realisierbarkeit bewerten darf. Ihr wahrer Wert liegt darin, dass sie unseren Willen zum Erfolg wecken. Dieser Wille, egal wohin er letzten Endes führt, bringt uns auf jeden Fall von der Stelle. Und nach einer Weile erkennen wir vielleicht, dass sich echter Erfolg nicht danach bemisst, um wie viel näher wir einem fernen Ziel gerückt sind, sondern nach der Qualität dessen, was wir auf dem Weg dorthin erreicht haben.

Ich bin das Risiko eingegangen, offener über Persönliches zu schreiben, als das unter Supreme-Court-Richtern üblich ist, und mit diesem Freimut mache ich mich natürlich bis zu einem gewissen Grade angreifbar. Ich werde mich als Mensch nach dem beurteilen lassen müssen, was ich in meinem Buch preisgebe. Offenheit birgt Gefahren, die mir aber vernachlässigenswert erscheinen angesichts der Möglichkeit, dass einzelne Leser Hoffnung und vielleicht sogar Inspiration finden, wenn sie im Detail erfahren, wie ein gewöhnlicher Mensch mit gewöhnlichen Stärken und Schwächen es geschafft hat, einen außergewöhnlichen Weg zu gehen.

Meine wissenschaftlichen Mitarbeiter werden entsetzt sein, wie oft ich gegen meine eigenen strikten Stilvorgaben verstoße, nicht zuletzt gegen mein strenges Verbot von Zusammenziehungen und gespaltenen

Infinitiven. Aber jede Regel ist kontextabhängig, und Memoiren erfordern einen anderen Schreibstil als ein juristisches Gutachten.

Memoiren sind auch keine Biographie, die eine möglichst objektive, tatsachenbezogene Darstellung eines Lebens zum Ziel hat. Memoiren, so wie ich sie verstehe, bekennen sich offen zu ihrer Subjektivität. Sie haben persönliche Erinnerungen zum Inhalt, und Erinnerungen sind ihrer Natur nach selektiv und emotional gefärbt. Dieses oder jenes Ereignis, das ich in meinem Buch schildere, haben andere sicher eine Spur anders im Gedächtnis, auch wenn ich hoffe, dass wir im Großen und Ganzen übereinstimmen. Ich habe mir keine bewussten Freiheiten mit der Vergangenheit erlaubt und auf literarische Kunstgriffe verzichtet; allerdings habe ich Gespräche aus der Erinnerung rekonstruiert. An keiner Stelle verschmelze ich mehrere Personen zu einer oder verändere die Chronologie nach meinem Gutdünken. Aber ich habe versucht, eine gute Geschichte zu erzählen. Falls sich einzelne Freunde oder Verwandte übergangen fühlen oder weniger Raum einnehmen als möglicherweise von ihnen erwartet, hoffe ich auf ihr Verständnis dafür, dass eine klare und pointierte Darstellung manchmal Vorrang vor dem Diktat des Gefühls haben muss.

Manche Leser werden vielleicht enttäuscht sein, dass ich meine Geschichte vor zwanzig Jahren enden lasse, mit meinem ersten Richterposten. Das hat mit der persönlichen Natur dessen zu tun, was ich auf diesen Seiten vermitteln möchte. Denn ohne behaupten zu wollen, dass ich mich seit damals nicht weiterentwickelt hätte, meine ich doch, dass ich im Wesentlichen bereits der Mensch war, der ich heute bin. Ein solches Gefühl der Vollständigkeit oder Abgeschlossenheit habe ich bei meiner Richterlaufbahn nicht. Jede Stufe dieser Laufbahn – erst am Bezirksgericht, dann beim Berufungsgericht und jetzt am Supreme Court – war einzigartig, und ich kann derzeit nicht abschätzen, in welcher Weise sich diese Erfahrungen in Zukunft noch auf mein Amt auswirken werden. In der Zwischenzeit scheint es mir nicht angebracht, über einen Weg zu reflektieren, der noch nicht zu Ende gegangen ist, geschweige denn über das politische Drama, das meine Ernennung begleitet hat, so sehr das viele auch interessieren mag.

Ein letztes, persönlicheres Motiv sei zum Schluss noch erwähnt. Diese neue Phase meiner Karriere hat mein Leben auf tiefgreifende Weise verändert. Derart im Fokus der Öffentlichkeit zu stehen, ist eine Erfahrung, die für mich vorher unmöglich in ihrer ganzen Tragweite

10 abzusehen und zeitweise sogar überwältigend war. Die psychischen Herausforderungen eines solchen Lebens sind bekannt, und so erscheint es mir geboten, innezuhalten und zurückzublicken – mir all das Glück bewusst zu machen, das ich auf meinem bisherigen Weg hatte, damit es mir hilft, auch weiterhin das Beste von mir zu fordern.

Prolog

Ich schief noch halb, und schon flogen die Fetzen. Meine Mutter schrie, und jeden Moment würde Papa auch anfangen. Das kannte ich, aber worüber sie stritten, war neu, dadurch grub sich dieser Morgen in mein Gedächtnis ein.

«Du musst lernen, sie ihr zu verabreichen, Juli. Ich kann nicht rund um die Uhr hier sein!»

«Ich hab Angst davor, ihr wehzutun. Meine Hände zittern.» Das stimmte. Bei seinem ersten Versuch mit der Insulinspritze einen Tag vorher hatten seine Hände so stark gezittert, dass ich schon dachte, er würde sie mir ins Gesicht stechen statt in den Arm. Er musste sie regelrecht hineinrammen, um nicht danebenzutreffen.

«Und wer ist schuld, dass deine Hände zittern?»

Geht *das* wieder los ...

«Du bist die Krankenschwester, Celina! Du kennst dich mit solchem Zeug aus.»

Dabei hatte Mama, als sie mich an meinem ersten Morgen wieder zu Hause gespritzt hatte, vor lauter Nervosität noch fester zugestoßen und mir noch mehr wehgetan als am nächsten Tag Papa.

«Richtig, ich bin die Krankenschwester. Ich muss arbeiten und die Familie ernähren helfen. Ich muss alles machen. Aber ich kann nicht ständig hier sein, Juli, und sie wird die Spritzen für den Rest ihres Lebens brauchen. Also reiß dich gefälligst zusammen!»

Die Spritzen taten weh, aber noch mehr quälte mich der Unfrieden. Er war wie ein Gewicht, das ich mit mir schleppte. Schlimm genug, wenn sie über die Milch stritten oder über die Hausarbeit oder Geld oder das Trinken. Sie sollten nicht auch noch wegen mir streiten.

«Ich sag's dir, Juli, wenn du's nicht hinkriegst, stirbt sie!»

Und damit lief sie wie üblich aus dem Zimmer und knallte die Tür zu, so dass sie zum Weiterstreiten noch lauter schreien musste.

Wenn meine Eltern die Nadel nicht in die Hand nehmen konnten, ohne in Panik zu geraten, dann konnte ich mir über eins sicher sein – meine Großmutter schaffte es erst recht nicht. Und das bedeutete das Aus für meine wöchentlichen Übernachtungsbesuche bei ihr, die mein einziger Ausweg aus der Trübsal zu Hause waren. Was letztlich hieß: Wenn ich diese Spritzen jeden Tag meines restlichen Lebens brauchte, war meine einzige Chance, sie mir selbst zu verabreichen.

Als erstes, so viel wusste ich, mussten Nadel und Spritze ausgekocht werden. Ich war noch nicht acht und reichte kaum bis zum Herd, und mir war unklar, was genau ich tun musste, um das Gas anzuzünden. Also schob ich einen Stuhl die paar Zentimeter vom Tisch bis zum Herd – die Küche war winzig – und kletterte hinauf, um mehr zu sehen. Als erstes sah ich die beiden kleinen Töpfe für Mamas *café con leche*, die kalt wurden, während sie stritten – im einen tröpfelte der Kaffee durch sein Stoffsäckchen, im anderen überzog sich die Milch mit einer schrumpeligen Haut.

«Sonia! Was machst du da? Willst du das Haus in Brand setzen, *nena?*»

«Ich geb mir die Spritze selber, Mama.» Das brachte sie einen Moment lang zum Schweigen.

«Kannst du das denn?» Sie sah mich forschend an.

«Ich glaube schon. Im Krankenhaus musste ich mit einer Orange üben.»

Meine Mutter zeigte mir, wie ich das Streichholz halten und gleichzeitig den Knopf drehen musste, damit der Kranz blauer Flämmchen aufsprang. Gemeinsam ließen wir das Wasser in den Topf laufen, so viel, dass Spritze und Nadel bedeckt waren, und noch ein bisschen extra, falls es verkochte. Es mussten sich Bläschen bilden, erklärte sie mir, erst dann durfte ich beginnen, meine fünf Minuten abzuzählen. Die Uhr lesen hatten wir in der ersten Klasse gelernt. Wenn das Wasser dann lange genug gekocht hatte, auch das schärfte sie mir ein, musste die Spritze erst noch abkühlen. Ich beobachtete den Topf und den unendlich langsam vorwärtsschleichenden Zeiger, bis Ketten winziger zarter Bläschen von dem Glaszylinder und der Kanüle aufstiegen, und hunderterlei Gedanken schossen mir beim Warten durch den Kopf.

Einem Topf Wasser beim Kochen zuzuschauen wäre eine Geduldprobe für jedes Kind, und ich konnte noch schlechter stillhalten als die meisten – *Ají* hieß ich bei meiner Familie, Peperoni, weil ich so zappelig und neugierig war und mich kopfüber in Unfug jeder Art stürzte. Aber von diesem Morgenritual hing ab sofort mein Leben ab, deshalb lernte ich schnell, die Wartezeit sinnvoll zu nutzen: mich anzuziehen, mir die Zähne zu putzen und meine Schulsachen zusammenzusuchen, während das Wasser kochte oder sich abkühlte. Das Leben mit Diabetes hat mich wahrscheinlich mehr Disziplin gelehrt als meine ganze Schulzeit bei den Barmherzigen Schwestern.

Angefangen hatte alles damit, dass ich in der Kirche umgekippt war. Wir hatten uns gerade zum Singen erhoben, und plötzlich hatte ich das Gefühl, keine Luft mehr zu bekommen. Der Gesang schien weit weg, das Licht von den Buntglasfenstern färbte sich gelb. Alles färbte sich gelb, und dann wurde es schwarz um mich.

Als ich die Augen wieder aufschlug, konnte ich nur die besorgten Gesichter von Schwester Marita Joseph, der Rektorin, und Schwester Elizabeth Regina sehen, verkehrt herum und bleich unter den schwarzen Hauben. Ich lag auf dem Fliesenboden der Sakristei, zitternd von all dem kalten Wasser, das sie mir ins Gesicht gespritzt hatten, und auch ein bisschen vor Angst. Also benachrichtigten sie meine Mutter.

Ich besuchte zwar jeden Sonntag die Messe, wie das für die Schüler der Blessed Sacrament School Pflicht war, aber meine Eltern gingen nie mit. Als meine Mutter ankam, waren die Schwestern entsprechend vorwurfsvoll. Ob so etwas schon einmal vorgekommen sei? Nun, da war dieses eine Mal, als ich von der Rutsche gefallen war – als mich auf der obersten Sprosse der Leiter plötzlich Schwindel gepackt hatte, ehe mir ein paar endlose, panische Sekunden lang der Boden entgegensauste ... Sie müsse mit mir zum Arzt, ermahnten die Nonnen sie streng.

Dr. Fisher genoss uneingeschränkten Heldenstatus in unserer Familie. Unsere sämtlichen Verwandten waren schon irgendwann bei ihm in Behandlung gewesen, und seine Hausbesuche linderten Angst und Panik ebenso, wie sie Schmerzen und Beschwerden linderten. Er war ein deutscher Einwanderer, ein altmodischer Landarzt, der seine Praxis zufällig in der Bronx hatte. Dr. Fisher stellte viele Fragen, und Mama sagte ihm, dass ich abgenommen und ständig Durst hätte und neuerdings auch das Bett nässte – was stimmte; ich mochte schon gar nicht mehr einschlafen, so demütigend war es.

Dr. Fisher schickte uns ins Labor des Prospect Hospital, wo meine Mutter arbeitete. Ich ahnte nichts Böses, weil ich Mr. Rivera aus dem Labor als meinen Freund ansah. Ich hielt ihn für vertrauenswürdig, anders als Mrs. Gibbs, die Oberschwester, die bei meiner Mandeloperation die Spritze hinterm Rücken versteckt hatte. Aber als er einen Stauschlauch um meinen Arm befestigte, dämmerte mir, dass das keine normale Injektion war. Die Spritze schien fast so groß wie mein Arm, und als er damit auf mich zutrat, sah ich, dass die Nadel abgeschrägt war und dass das Loch an ihrem Ende klaffte wie ein kleiner Mund.

«Nein!», brüllte ich, stieß den Stuhl um und rannte quer über den Gang und hinaus auf die Straße. Es fühlte sich an, als würde das halbe

14 Krankenhaus hinter mir herjagen und laut schreien: «Fangt sie!», aber ich schaute nicht zurück. Ich kroch kurzerhand unter das nächstbeste parkende Auto.

Ich konnte ihre Schuhe sehen. Ein Mann kniete nieder und steckte seine Nase in den Schatten des Fahrgestells. Schuhe auf allen Seiten jetzt, und Hände, die nach mir griffen. Aber ich rollte mich zusammen wie ein Igel, bis jemand mich am Fuß zu packen bekam. Ich heulte so laut, als ich ins Labor zurückgeschleift wurde, dass mein Geschrei beim Einstich der Nadel dagegen zahm klang.

Bei unserem nächsten Termin bei Dr. Fisher sah ich meine Mutter zum ersten Mal in meinem Leben weinen. Ich saß draußen im Wartezimmer, aber die Tür zum Sprechzimmer war nur angelehnt. Ich hörte, wie ihre Stimme brach, und sah ihre Schultern zucken. Die Sprechstundenhilfe schloss die Tür, als sie merkte, dass ich die Szene mitbekam, aber das konnte mich über den Ernst der Lage nicht hinwegtäuschen. Schließlich öffnete Dr. Fisher die Tür wieder und rief mich herein. Er erklärte mir, dass ich Zucker im Blut hätte, dass man das Diabetes nenne und dass ich meine Essgewohnheiten umstellen müsse. Das Bettnässen würde aufhören, versicherte er mir, wenn wir die Sache einmal im Griff hätten: der Körper entledige sich auf diesem Wege des überschüssigen Blutzuckers. Er sagte sogar, er habe selbst Diabetes, wobei ich erst später verstand, dass es bei ihm der gängigere Typ-2-Diabetes war, während ich Typ 1 hatte, den sogenannten Jugenddiabetes, bei dem die Bauchspeicheldrüse kein Insulin mehr produziert, weshalb tägliches Spritzen nötig ist.

Dann nahm er eine Flasche Limonade aus dem Schrank hinter ihm und ließ den Kronkorken zischen. «Probier mal. Nennt sich No-Cal. Genau wie Limo, nur ohne Zucker.»

Ich trank einen Schluck. «Überhaupt nicht wie Limo!» Armer Dr. Fisher. Immer höflich sein, predigte meine Mutter uns, selbst wenn man dafür eine entschiedene Meinung abschwächen muss, ein Leitsatz, der mich sehr stark geprägt hat. Vielleicht rührte auch daher meine spätere Freude am Prozessieren: Es erlaubte mir, meinen Mitmenschen ungehemmter zu widersprechen.

«Es gibt sie in allen möglichen Geschmacksrichtungen. Sogar Schokolade.»

Ich dachte bei mir: Das passt nicht zusammen. Bei ihm klingt es so harmlos. Einfach den Nachttisch weglassen und eine andere Sorte Limo trinken. Warum ist meine Mutter dann so außer sich?

Von Dr. Fisher gingen wir direkt zu meiner Großmutter. Abuelita steckte mich in ihr Bett, obwohl es mitten am Nachmittag war und ich längst keinen Mittagsschlaf mehr brauchte. Sie zog die Vorhänge zu, und ich lag im Halbdunkel und hörte fortwährend die Wohnungstür gehen und immer neue Stimmen im Wohnzimmer. Die Schwestern meines Vaters kamen, Titi Carmen und Titi Gloria. Mein Cousin Charlie und Gallego, mein Stiefgroßvater, waren auch da. Abuelita klang völlig verstört. Sie redete über meine Mutter, als wäre sie nicht im Zimmer, und da ich Mamas Stimme überhaupt nicht mehr hörte, musste sie wohl gegangen sein.

«Es ist erblich, *como una maldición.*»

«Der Fluch muss von Celinas Seite kommen, von unserer ganz bestimmt nicht.»

Dann Spekulationen darüber, ob Mamas Mutter nicht vielleicht an derselben furchtbaren Krankheit gestorben war, und Beratungen über ein bestimmtes Kraut, das sie vielleicht heilen könnte. Abuelita war eine große Kräuterfrau. Ein winziges Schniefen oder Magenziepen nur, und schon flößte sie einem irgendein grässliches Gebräu ein – mit dem Erfolg, dass ich bis heute eine Aversion gegen Tee jeder Art habe. Jetzt heckte sie mit meinen Tanten einen Plan aus, bei dem ihr Bruder in Puerto Rico eingespannt werden sollte. Sie würde ihm beschreiben, wo er das Kraut fand, das er dann im Morgentau pflücken musste, um sich damit noch am selben Tag in San Juan ins Flugzeug zu setzen, so dass sie es auf dem Höhepunkt seiner Wirkkraft zubereiten konnte. Er kam auch tatsächlich mit der Wunderpflanze angefliegen, nur richtete Abuelitas Sud leider nichts aus, und dieses Versagen ihrer Heilkünste in einem Fall, der ihr so am Herzen lag, erschütterte sie tief.

Abuelitas offenkundige Verzweiflung an diesem Nachmittag und die Reden über den Tod meiner anderen Großmutter bewirkten zumindest eines: Sie machten mir die Dramatik der Situation klar. Jetzt ergab auch das Weinen meiner Mutter einen Sinn, und ich bekam es mit der Angst. Noch mehr Angst bekam ich, als ich erfuhr, dass die Stabilisierung meiner Blutzuckerwerte stationär erfolgen sollte, was damals der gängige Weg war.

1962, als Diabetes bei mir festgestellt wurde, waren die Behandlungsmethoden im Vergleich zu heute primitiv und die Lebenserwartung deutlich kürzer. Aber Dr. Fisher gelang es, mich an die beste Adresse in New York City, vielleicht sogar im ganzen Land zu vermitteln. Er

fand heraus, dass das Albert Einstein College of Medicine, eines der führenden Institute in der Jugenddiabetes-Forschung, eine Ambulanz im Jacobi Medical Center betrieb, einem öffentlichen Krankenhaus, das durch einen glücklichen Zufall in der Bronx lag. Die Weitläufigkeit des Jacobi Medical Center beeindruckte mich tief. Das Prospect Hospital wirkte im Vergleich wie ein Puppenhaus.

Die Blutentnahmen begannen jeden Morgen um acht. Alle Stunde bekam ich die dicke Nadel mit dem Stauschlauch in den Arm gebohrt, und alle halbe Stunde stachen sie mir den Schnäpper in die Fingerspitze für ein paar Blutstropfen zwischendurch. Das ging so bis Mittag, und am nächsten Tag war es wieder das Gleiche. Es dauerte die ganze Woche und bis hinein in die nächste. Ich heulte nicht, und ich rannte nicht weg, aber ich spüre den Schmerz heute noch.

Andere Dinge, die sie mit mir anstellten, taten zwar weniger weh, waren mir aber ebenso wenig geheuer. Sie schlossen Elektroden an meinem Kopf an. Sie brachten mich in einen Hörsaal im Krankenhaus, wo mich Reihen von Jungärzten anstarrten, während ein älterer Arzt über Diabetes dozierte, über die Untersuchungen, die sie schon an mir durchgeführt hatten, und andere, die erst noch kommen würden. Er warf mit Begriffen wie «Ketone», «Acidose», «Hypo-dies» und «Hyper-das» um sich, und ich armes kleines Versuchskaninchen verstand kein Wort und fürchtete mich fast zu Tode.

Noch mehr als die medizinischen Prozeduren allerdings ängstigte mich mein langes Fehlen in der Schule. Dass meine Mutter das zuließ, hieß, dass ich schwer krank sein musste. Schule sei genauso wichtig wie die Arbeit, sagte sie immer, und sie versäumte nie einen einzigen Arbeitstag. Fast ebenso unheimlich war, dass sie mir während meiner Krankenhauszeit beinahe täglich ein Geschenk mitbrachte: ein Malbuch, ein Puzzle, einmal sogar ein Comic-Heft, was bedeutete, dass es ihr tatsächlich darum ging, was mir gefallen könnte, und nicht darum, was sie richtig für mich fand.

Mein letzter Tag im Krankenhaus begann wie immer um acht mit der dicken Nadel und den Schnäppern. Mein Arm tat weh, und meine Finger brannten von der ersten Minute an. Die ersten beiden Stunden hielt ich noch durch, aber als sie ihre Instrumente für die Zehn-Uhr-Tortur in Stellung brachten, brach in mir ein Damm. Nachdem ich so lange tapfer gewesen war und mich zusammengerissen hatte, weinte ich jetzt plötzlich los. Und als ich einmal angefangen hatte, konnte ich

nicht wieder aufhören. Meine Mutter muss mich gehört haben, denn sie stürzte zur Tür herein, und ich warf mich schluchzend in ihre Arme. «Genug!», sagte sie wütender, als ich es jemals erlebt hatte – wütender sogar als bei ihren Krächen mit meinem Vater. «Wir machen Schluss. Sie ist fertig.» Und so, wie sie es sagte, hätte niemand – weder der Laborant, der schon mit der Spritze in der Hand dastand, noch irgendein Arzt im Jacobi Medical Center – mit ihr zu diskutieren gewagt.

«Weißt du, wie viel du geben musst, Sonia?»

«Bis zu dem Strich da.»

«Genau. Aber pass gut auf. Du darfst weder zu wenig noch zu viel geben. Und du musst aufpassen, dass keine Bläschen in die Nadel kommen, Sonia. Das ist gefährlich.»

«Das hab ich schon geübt. Aber wieso sagst du immer *geben*, Mama? Das ist doch Unsinn, ich *kriege* die Spritze doch.»

«Wie du meinst, Sonia.»

«Ich mache beides.»

Und so war es. Ich hielt den Atem an, und ich gab mir die Spritze.

Eins

Ich war keine acht, als Diabetes bei mir diagnostiziert wurde. Meine Familie sah in der Krankheit einen todbringenden Fluch. Für mich war sie schlicht eine weitere Bedrohung in der ohnehin schon gefährdeten Welt meiner Kindheit, deren konstante Spannungen sich immer wieder in wilden Ausbrüchen entluden, ausgelöst durch den Alkoholismus meines Vaters, auf den wiederum meine Mutter reagierte, ob durch Ehekräche oder emotionale Flucht. Aber die Krankheit erzeugte in mir auch jene Art frühreifer Selbständigkeit, wie sie nicht untypisch ist bei Kindern, die die Erwachsenen um sie herum als unverlässlich erleben.

Nachteile können sich manchmal in Vorteile verkehren, was sich jedoch erst im Ernstfall zeigt. Ob schwere Krankheit, Geldnot oder einfach die Einschränkung durch zwei Eltern, die nicht fließend Englisch sprechen: Widrigkeiten setzen oft ungeahnte Kräfte frei. Nicht immer natürlich; ich habe auch Menschen unter der Last ihres Schicksals in die Knie gehen sehen. Aber von den Prüfungen, die mir auferlegt waren, konnte mir keine den angeborenen Optimismus und sturen Durchhaltewillen rauben, den ich mit auf den Weg bekommen habe.

Gleichzeitig würde ich niemals behaupten, dass ich alles mir selbst verdanke, im Gegenteil: In jeder Phase meines Lebens habe ich empfunden, dass der Rückhalt, den ich bei meinen Nächsten hatte, den Ausschlag über Erfolg oder Misserfolg gab. Und zwar von der ersten Stunde an. Was immer ihre Schwächen und Grenzen waren, ich wurde von Menschen aufgezogen, die mich liebten und die alles so gut machten wie ihnen nur möglich. Daran habe ich keinen Zweifel.

Die Welt, in die ich hineingeboren wurde, war ein winziger Mikrokosmos des lateinamerikanischen New York. Ein paar wenige enge Häuserblocks in der südlichen Bronx steckten den Lebensraum unserer Großfamilie ab: meiner Großmutter, Matriarchin unseres Clans, mit ihrem zweiten Mann Gallego und ihren Töchtern und Söhnen. Meine Spielkameraden waren meine Cousins und Cousinen. Zu Hause wurde Spanisch gesprochen, und viele meiner Verwandten konnten so gut wie kein Englisch. Meine Eltern waren beide 1944 aus Puerto Rico nach New York gekommen, meine Mutter als Armeehelferin, mein Vater mit seiner Familie als Teil einer gewaltigen Welle

arbeitssuchender Einwanderer, die die wirtschaftliche Not von der Insel vertrieben hatte.

Mein Bruder, inzwischen Dr. med. Juan Luis Sotomayor Jr., aber für mich bis ans Ende aller Tage Junior, kam drei Jahre nach mir zur Welt. Er ging mir auf die Nerven, wie nur kleine Brüder das können – er hing an mir wie eine Klette, machte jede Bewegung von mir nach, lauschte bei jeder Unterhaltung. Aus heutiger Sicht war er ein friedliches Kind, das von niemandem viel Aufmerksamkeit forderte. Meine Mutter sagte immer, verglichen mit mir als Kleinkind sei Junior die reinste Erholung gewesen. Einmal, als er noch sehr klein war und ich auch nicht viel größer, führte ich ihn in meiner Erbitterung hinaus ins Treppenhaus und machte die Tür zu. Ich weiß nicht mehr, wie lange es dauerte, bis meine Mutter ihn fand, ganz still auf der Stufe sitzend, Daumen im Mund. Aber ich weiß, dass ich an dem Tag Prügel bezog.

Doch das waren rein häusliche Querelen. Auf dem Spielplatz und später in der Schule beschützte ich ihn, und wer immer sich einbildete, ihn schikanieren zu können, musste es erst mit mir aufnehmen. Wenn ich seinetwegen verdroschen wurde, regelte ich das hinterher mit ihm, aber niemand durfte ihm ein Haar krümmen außer mir.

Etwa um die Zeit von Juniors Geburt zogen wir in eine neu gebaute Sozialbausiedlung in Soundview, nur zehn Fahrminuten von unserer alten Gegend entfernt. Die Bronxdales Houses erstreckten sich über drei große Gevierte: achtundzwanzig Einheiten, jede sieben Stockwerke hoch mit acht Wohnungen pro Etage. Meine Mutter sah die Siedlung als eine sicherere, sauberere, hellere Alternative zu dem heruntergekommenen Mietshaus, in dem wir bis dahin gewohnt hatten. Für meine Großmutter Abuelita dagegen war unser Umzug ein Aufbruch in die ferne Fremde, praktisch ans Ende der Welt, *el jurutungo viejo*. Meine Mutter hätte nie mit uns wegziehen dürfen, sagte sie, denn in der alten Gegend waren die Straßen belebt und die Familie nahe; in der Siedlung waren wir isoliert.

Isoliert waren wir allerdings, was jedoch mehr an der Trinkerei meines Vaters und der Scham lag, die damit einherging. Sie überschattete unser Leben, so lange ich denken konnte. Wir bekamen fast nie Besuch. Meine Cousins und Cousinen übernachteten nie bei uns, immer nur wir bei ihnen. Selbst Ana, die beste Freundin meiner Mutter, kam nie zu uns, obwohl sie in dem Haus schräg gegenüber wohnte und nach der Schule auf Junior und mich aufpasste. Wir gingen immer zu ihr, nie umgekehrt.

Die einzige Ausnahme war Alfred. Alfred war mein Cousin mütterlicherseits – der Sohn von Mamas Schwester Titi Aurora. Und so wie Titi Aurora viel älter als Mama war und mehr Mutter für sie als Schwester, hatte auch Alfred, der sechzehn Jahre älter als ich war, mehr von einem Onkel als einem Cousin für mich. Mein Vater bat ihn manchmal, ihm eine Flasche aus dem Spirituosenladen zu holen. Wir waren sehr auf Alfred angewiesen, nicht zuletzt, weil mein Vater sich ungern ans Steuer setzte. Das nahm ich ihm übel, da es unsere Isolation zusätzlich vergrößerte – und wozu ein Auto haben, wenn man nicht damit fuhr? Erst als ich älter wurde, begriff ich, dass der Grund natürlich der Alkohol war.

Mein Vater kochte für uns, wenn er von der Arbeit heimkam; er war ein phantastischer Koch und kochte aus dem Gedächtnis jedes neue Gericht nach, das ihm unterkam, plus natürlich die puertoricanischen Standardrezepte, die er sich von Abuelita abgeschaut hatte. Ich fand alles köstlich, was er zubereitete, sogar seine Leber mit Zwiebeln, die Junior hasste und mir auf den Teller schaufelte, wenn Papa uns den Rücken kehrte. Aber sobald das Essen vorbei war und die Teller sich in der Spüle stapelten, schloss er sich im Schlafzimmer ein und kam erst wieder zum Vorschein, um uns ins Bett zu schicken. Also saßen Junior und ich alleine da, Abend für Abend, und machten Hausaufgaben, aber wenig sonst. Junior war zu der Zeit nicht gerade ein Vielredner. Schließlich bekamen wir einen Fernseher, der uns half, das Schweigen aufzufüllen.

Meine Mutter behalf sich, indem sie es möglichst vermied, mit meinem Vater zusammen zu Hause zu sein. Sie arbeitete als Nachtschwester im Prospect Hospital, und oft ließ sie sich auch fürs Wochenende einteilen. Wenn sie keinen Dienst hatte, lieferte sie uns bei Abuelita oder manchmal auch bei ihrer Schwester Aurora ab und verschwand dann für viele Stunden mit einer der anderen Tanten. Mit mir teilte sie nachts zwar das Bett (Junior schlief mit Papa im anderen Zimmer), aber sie hätte genauso gut ein Holzklotz sein können, wie sie da mit dem Rücken zu mir lag. Dass mein Vater sich abkapselte, machte mich traurig, aber ich spürte instinktiv, dass er nicht anders konnte; bei meiner Mutter machte es mich wütend. Sie war eine schöne Frau, immer elegant gekleidet, scheinbar stark und resolut. Dank ihr wohnten wir jetzt in der Siedlung. Anders als meine Tanten arbeitete sie. Sie hatte dafür gesorgt, dass wir auf die katholische Schule kamen. Es war vielleicht unfair, aber ich kannte damals ihre Geschichte noch nicht, deshalb erwartete ich mehr von ihr.

Was auch immer zu Hause gesagt wurde und so laut es gesagt wurde – vieles blieb unausgesprochen, und diese Atmosphäre machte mich zu einem wachsamen Kind, das die Erwachsenen unablässig beobachtete und ihren Gesprächen lauschte. Meine Sicherheit hing davon ab, wie viel an Informationen ich sammeln konnte, wie viel sie achtlos verrieten, wenn sie nicht merkten, dass ein Kind zuhörte. Meine Tanten und meine Mutter standen oft in Abuelitas Küche beisammen, Kaffee trinkend und tratschend. «*¡No me molestes!* Geh nach nebenan, spielen!», sagte eine der Tanten dann und scheuchte mich weg, aber ich bekam trotzdem alles Mögliche mit: dass mein Vater das Schloss an Titi Glorias Spirituosenschrank aufgebrochen und damit ihr Lieblingsmöbel ruiniert hatte; dass er, wenn Junior und ich bei unseren Cousins übernachteten, jede Viertelstunde anrief und fragte: «Hast du ihnen auch zu essen gegeben? Hast du sie in die Badewanne gesteckt?» Meine Tanten und meine Großmutter übertrieben gern, das wusste ich. Alle Viertelstunde rief er natürlich nicht an, aber doch öfter als nötig, wie ich schon den mechanisch beruhigenden und abwimmelnden Antworten meiner Tanten entnehmen konnte.

Worauf das Gespräch meist eine vertraute Wendung nahm, indem meine Großmutter etwa sagte: «Wenn Celina zwischendurch mal heimkäme, würde er vielleicht nicht jeden Abend trinken. Wenn diese Kinder eine Mutter hätten, die ihnen ab und zu mal ein Essen kocht, würde Juli sich vielleicht nicht die ganze Nacht um sie sorgen.» So abgöttisch ich Abuelita liebte (und niemand verübelte meiner Mutter ihre Abwesenheit mehr als ich), waren mir diese ständigen Schuldzuweisungen unerträglich. Für Abuelita war Blut sehr viel dicker als Wasser. Zwar standen auch die Schwiegertöchter unter ihrem Schutz, aber nicht mit derselben Unbedingtheit. Und oft wurden die Versuche meiner Mutter, Abuelita günstig zu stimmen – sei es durch ein großzügig ausgewähltes Geschenk, sei es durch ihre bereitwilligen Dienste als Krankenschwester –, recht verhalten aufgenommen. Ich war Abuelitas Liebling, aber ich fühlte mich bloßgestellt und verunsichert, wenn sie meine Mutter kritisierte, die ich ja selbst nicht verstand und der ich grollte. (Dass sie und ich uns schließlich aussöhnten, gelang erst nach den beiderseitigen Bemühungen vieler Jahre.)

Zur Familienlegende wurde mein Überwachungstick an dem Weihnachten, an dem Little Miss Echo zum Einsatz kam. Ich hatte die Puppe mit dem versteckten Tonbandgerät im Leib in der Fernsehreklame gesehen und wünschte sie mir sehnlichst. Sie war der absolute

22 Renner in diesem Jahr, und Titi Aurora klapperte zig Läden ab, bis sie zuletzt noch eine auftrieb. Ich schickte meine Cousine Miriam mit der Puppe in die Küche, um die Gespräche der Erwachsenen mitzuschneiden – mich hätten sie sofort verdächtigt, das war mir klar. Aber Miriam verriet sich, bevor sie auch nur einen Satz aufnehmen konnte, sie verpetzte mich bei der ersten Gelegenheit, und ich bekam doch wieder den Hintern versohlt.

Eine Unterhaltung, die ich belauschte, hatte nachhaltige Wirkung auf mich, auch wenn sie mir nur noch schwach in Erinnerung ist. Mein Vater war krank, irgendein Kollaps, und Mama brachte ihn in die Klinik. Tío Vitín und Tío Benny kamen, um Junior und mich abzuholen, und im Lift redeten sie darüber, was für ein Saustall unsere Wohnung sei, dreckiges Geschirr in der Spüle und das Klo ohne Klopapier. Sie redeten, als wäre ich gar nicht da. Als ich begriff, was sie da sagten, wurde mir ganz übel vor Scham. Danach spülte ich jeden Abend das Geschirr, auch die Töpfe und Pfannen, sobald wir mit dem Essen fertig waren. Außerdem wischte ich einmal die Woche im Wohnzimmer Staub. Obwohl nie jemand zu uns kam, war die Wohnung immer sauber. Und wenn ich Papa freitags zum Einkaufen begleitete, sorgte ich dafür, dass wir Klopapier kauften. Und Milch. Jede Menge Milch.

Der schlimmste Streit, den meine Eltern je hatten, war wegen der Milch. Beim Essen schenkte Papa mir ein Glas ein, und seine Hände zitterten so, dass alles danebenging. Ich wischte es auf, und er versuchte es noch einmal, mit demselben Resultat. «Papa, bitte lass», bettelte ich. Am liebsten hätte ich losgeheult; ich brachte ihn einfach nicht zum Aufhören. «Papa, ich will keine Milch!» Aber er machte weiter, bis der Karton leer war. Als meine Mutter von der Arbeit heimkam und es keine Milch für ihren Kaffee gab, brach die Hölle los. Papa hatte die Milch verschüttet, aber die Schuldgefühle hatte ich.